



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Griechische Reiseskizzen : 2. Athen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihrer Fortsetzung doch nicht zweifeln; gerade dieser wichtige Grenzpunkt durfte nicht in böhmischen Händen bleiben. Wir erfahren, daß im Anfang des Jahres 1406 Wenzel, dessen gutes Verhältnis zu Wilhelm nicht von Bestand gewesen war, die oberlausitzischen Sechsstädte zu einer Heerfahrt entbot, deren Ziel der Entsatz des bedrohten Königsteins war; aber sie kamen zu spät: Mitte März zwang der Mangel an Lebensmitteln die Burg zur Übergabe. Markgraf Wilhelm hatte das Ziel erreicht, das ihm wohl als eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben erscheinen mochte. Die Burggrafschaft Dohna, die Herrschaft Pirna, so ziemlich alles, was einst zum Gau Misani gehört hatte, ja sogar die von jeher böhmische Feste Königstein waren in seinem Besitz. Er konnte am 10. Februar 1407 seine Augen mit dem Bewußtsein schließen, sein väterliches Erbe nicht bloß gemehrt, sondern auch gegen den slawischen Osten für alle Zukunft gesichert zu haben.

Über die Schicksale der Stadt Dohna während des halben Jahrtausends wettinischer Herrschaft können wir uns kurz fassen. Zur Zeit der Burggrafen war es wohl nur ein bescheidenes Dörflein, das sich unter den schirmenden Mauern des Schlosses angesiedelt hatte. Freilich besaß es schon im dreizehnten Jahrhundert eine stattliche und reich ausgestattete Pfarrkirche, als deren Patrone übrigens nicht die Burggrafen erscheinen, sondern die Markgrafen; auch ein Hospital, wie es in der Regel nur in Städten vorkommt, wird schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt. Aber als „Städtlein“ wird es nicht vor dem Jahre 1499 bezeichnet. Und auch da ließ man die Eigenschaft als Stadt noch nicht recht gelten; der Pirnaische Mönch Johann Lindner, der um 1530 sein großes historisch-topographisches Sammelwerk vollendete, nennt es einen „offnen Fleck,“ und in der That scheint Dohna niemals Mauern und Türme, die Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt, besessen zu haben. Das bescheidne kommunale Stillleben, das es dann jahrhundertlang geführt hat, unterschied sich kaum irgendwie von dem der andern kleinen Städtchen, an denen Sachsen so reich ist. Nach der letzten Volkszählung hat Dohna 3471 Einwohner. Ob ihm wohl als Hauptstadt eines Burggrafentums Dohna eine glänzendere Zukunft beschieden gewesen wäre? Wir möchten es stark bezweifeln.



## Griechische Reiseskizzen

### 2. Athen



ie Wagenfahrt vom Piräus nach der Hauptstadt bringt dem, der von Sizilien kommt, eine Enttäuschung. Hier in Attika vermag das Auge nicht in der üppigen Vegetation der „goldnen Muschel,“ nicht in Apfelsinen- und Limonengärten, nicht einmal in üppigen Weizenfeldern zu schwelgen. Attika ist mageres und dürres Land, der Kephissos bewässert, in viele Rinnsale und Rinnsälchen geteilt, die Ebne, sodaß er das Meer nicht erreicht, und die hohen, die Ebne begrenzenden Berg-

züge sind zwar in ihren Formen edel modelliert, aber von matter, graugrüner Färbung. Als ich mit meinen drei Genossen diese erste Fahrt im klassischen Lande machte, fielen mir der dicke Staub auf dem Getreide und den Bäumen, die dürftigen grauen Lehmhütten am Wege und die Mäcchternheit der ganzen Gegend stark auf die Nerven. An einer erbärmlichen Schenke, wo schon eine Reihe von Wagen hielt, wurde Halt gemacht, um die Pferde zu tränken. Das ist an dieser Stelle stehender Brauch, und so oft ich von Athen oder nach Athen gefahren bin, nie versäumt worden. Hier sahen wir auch das erste Schöpfrad; ein mit Scheuklappen versehenes, im Kreise trotzendes Maultier hielt es in Bewegung. Es pumpte das in einer durch eine gemauerte Decke geschützten Zisterne aufgesammelte Wasser in ein offnes Bassin, von wo es in Rinnen auf die verdurstenden Felder geleitet wurde. Auch der Anblick der Akropolis und der vor uns liegenden Stadt selbst hatte nichts Imponierendes. Die Stadt ist besonders in ihren äußern Teilen ganz modern. Athen wächst nämlich so rasch wie keine andre Hauptstadt Europas. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen 1830 hatte es 2000, 1879 schon 67000 und 1896 gar 130000 Einwohner. Der Grund für dieses mehr als amerikanische Wachstum ist, daß Athen der einzige Ort der unabhängigen griechischen Welt ist, wo sich Bildung, geistige Interessen und etwas größerer Komfort finden; deshalb übt die Stadt eine ganz ungemaine Anziehungskraft auf die wohlhabenden Griechen des Inlandes und besonders auch des Auslandes aus. Reiche Leute setzen sich gern in Athen zur Ruhe, um sich an dem Zentralkunkte hellenischer Bildung ihrer gesammelten Reichtümer zu erfreuen. Infolge dieses raschen Wachstums streckt nun die Stadt an den Hauptstraßen ihre langen Arme weit über ihr Weichbild hinaus vor.

Deutsche Archäologen pflegen im Hotel d'Athènes abzustiegen, dessen Portier in Wien ein ganz leidliches Deutsch gelernt hat, und auch wir fanden hier für 8 bis 9 Goldfranken eine befriedigende Pension. Man thut entschieden gut, am ersten Tage, wo man noch reisemüde ist und keine rechte ästhetische Genußkraft hat, die Akropolis noch nicht zu besteigen. Dazu hat man die ganze Seele, das ganze Gemüt und seine volle geistige Kraft nötig. Besser ist es, sich erst einmal in der Stadt selbst zu orientieren. Die breiten geraden Straßen der Neustadt sind zum Teil mit Bäumen bepflanzt und durchaus modern. Man stößt hier auf schöne öffentliche Gebäude in antikem Stil. In der innern Stadt sind die Hauptverkehrsadern die „Kolos-“ und die „Hermesstraße,“ die sich rechtwinklig schneiden und fast in allen Häusern Kaufläden haben. Man darf übrigens auch in dem feinsten Geschäft nie darauf rechnen, daß irgend eine andre Sprache als Griechisch verstanden wird. Die Hauptanziehung der Stadt ist das große Nationalmuseum. Dieses fordert auch von dem, der sich nur allgemein bilden und keine speziellen Studien betreiben will, ein eingehendes und wiederholtes Studium. Es steht in seiner Art ganz einzig da und bietet von der mykenischen Zeit an, der der erste Riesensaal ganz allein gewidmet ist, bis zur byzantinischen hin die beste Übersicht über die Entwicklung der griechischen Kunst, die es giebt, und zwar aller ihrer Gebiete, nicht nur der Marmorplastik und des Erzgusses, sondern auch der Thonbildnerci

und der Vasenmalerei, der Kleinarbeit in Terrakotta und des Kunsthandwerks. Die Aufstellung und Ausstattung ist zweckmäßig und durchaus vornehm. Den Griechen ist ihr großes Altertum und alles, was damit zusammenhängt, das höchste, was es für sie giebt, und sie lassen es sich etwas kosten, dessen Rest geschmackvoll darzustellen. Freilich bringen ihnen diese Sammlungen auch etwas ein. Denn um ihretwillen kommen ja die Fremden hauptsächlich ins Land. Der Mittelpunkt des archäologischen Studiums in Athen ist für uns Deutsche das Kaiserlich Deutsche archäologische Institut in der Phidiasstraße nahe bei der Universität und dem Hotel d'Athènes. Sein erster Sekretär, Professor Dörpfeld, hat sich um die Ausgrabungen in Olympia, Tiryns, Troja usw. und ihre wissenschaftliche Ausdeutung die größten Verdienste erworben und ist gegenwärtig eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des antiken Bauwesens. Das geräumige Bibliothekzimmer im Erdgeschoß des Instituts mit seinem abgedämpften Oberlicht ist jedem gebildeten Deutschen den ganzen Tag über geöffnet. Er kann hier auch die großartige Sammlung von Photographien aus allen Teilen Griechenlands und des griechischen Asiens bewundern, die in etwa hundert gut geordneten Albums der Besichtigung und Auswahl — das Stück kostet einen Franken — offen stehn. Diese Photographien sind auf den verschiedenen Institutsreisen vom Institutsphotographen oder von Dörpfeld selbst aufgenommen worden und weitaus zum größten Teile ganz einzig in ihrer Art und sonst nirgends zu haben.

Im Museum und im Institut kann man ungezählte Stunden hinbringen, ohne sich einen Augenblick zu langweilen. Auch in dem photographischen Laden von Romaides am Verfassungsplatze kann man gute Photographien besichtigen und auswählen. Im übrigen ist für das, was man Amusement nennt, in Athen herzlich schlecht gesorgt. Wer sich amüsieren will, der soll lieber Berlin oder Paris aufsuchen. In Athen giebt es nur zwei ganz gewöhnliche cafés chantants in der Nähe des Eintrachtsplatzes, wo von 10 Uhr nachts an internationale, zum großen Teile deutsch-österreichische Chanfonettenfängerinnen ihren mehr als zweifelhaften Sirenenengesang ertönen lassen und dem Fremden Zigaretten und Bier abzuluxsen suchen.

Leider ist auch in Attika das Wetter im Frühjahr oft noch herzlich schlecht, und es kann dort mit schauerlicher Gewalt stürmen und regnen. Noch im Mai passierte es mir eines Abends, als ich zu einer Gesellschaft geladen war, daß ich mir unterwegs die Stiefel nicht putzen lassen konnte, weil nicht nur sämtliche andern Menschen, sondern auch sämtliche Lustri (Schuhputzjungen) durch eine fürchterliche Bora von den Straßen weggefegt waren. Zu meiner Befriedigung sah ich nachher, daß ich nicht der einzige war, der mit ungeputzten Stiefeln erscheinen mußte. Auch im April war es in den ersten Tagen nach meiner Ankunft wenn auch nicht regnerisch — es hatte seit Wochen nicht geregnet —, so doch trübe. Und bei trübem Wetter sollte niemand zur Akropolis hinaufsteigen. Nur bei blauem Himmel und bei strahlender Sonne entfaltet dieser Glanzpunkt Athens seinen vollen Zauber, oder auch bei Vollmondschein. Bei nordischer Wolkenstimmung und kaltem Luftzuge frösteln die Säulen da oben, und auch der Besucher kann nicht recht warm werden. Ich schob

also meinen ersten Besuch der Akropolis auf, bis sich das Wetter aufklärte, und umschlich die ersten zwei Tage meines athenischen Aufenthalts den Burgfelsen wie die Katze den heißen Brei.

Ich ging die Kolossstraße hinauf gerade auf den Felsen zu und mußte mir gestehn, daß die Säulen da vor mir auf der Schnittfläche des Plateaus etwas unerwartet Dünnes und Schwächliches hatten. Am Ende der Straße dicht an den Holzbuden des Bazars traf ich das Gymnasium und die Säulenhalle des Hadrian und dazwischen den „Turm der Winde.“ Der Wächter hätte mich gern zum Eintritt durch sein Gitter veranlaßt, aber ich begnügte mich, die entsetzlich schleppenden und schwerfälligen Windgötter auf dem achteckigen Turme — sie sind erst aus römischer Zeit — aus der Ferne zu betrachten. Ich schwenkte nun links und schlug mich durch enge und krumme Gassen bis zu dem zierlichen Lysikratesmonument durch, das ursprünglich den Unterbau für einen geweihten Dreifuß bildete, dann von französischen Kapuzinern zum Bibliotheklokal gemacht wurde und noch jetzt der französischen Regierung gehört. Es ist ein feines Nippesbauwerk aus der besten Zeit, liegt aber in einer recht proletarischen Gegend zwischen häßlichen Gassen. Durch eine solche gelangte ich dann zu dem weltberühmten Dionysostheater, dem Urquell der dramatischen Kunst des Abendlandes, und ruhte mich mit Wohlbehagen auf dem marmornen reliefverzierten Ehrensessel des Dionysospriesters aus, der noch jetzt in der Mitte der vordern Sitzreihe prangt. Das Theater liegt schon an der Südseite des Burgberges, und ich stieg nun zu den Felsterrassen hinauf, die sich an dieser Seite unter dem eigentlichen Plateau und von ihm durch die unzugängliche obere Felswand getrennt dahinziehen.

Die obere von ihnen war einst dem Gotte der Gesundheit, dem Asklepios heilig, und noch jetzt liegen hier Säulenknäufe und Trommeln, Kapitelle, Vasen, Blöcke mit Inschriften durcheinander. Auch eine runde, ausgemauerte Grube sieht man hier, in der wahrscheinlich einst Schlangen gehalten wurden, das dem Asklepios heilige Tier, das er auf Bildwerken aus einer Schale zu tränken pflegt. Etwas oberhalb ist in der senkrechten Felswand eine Grotte, in der eine spärliche Quelle in ein halbrundes Bassin herniederrieselt. Statt des Asklepios ist sie jetzt der Mutter Gottes geweiht. Ein Marienbild mit Blumen und Kerzen ist über dem Wasser angebracht. Ein kleines Mädchen reicht dem eintretenden Fremdling ein Blechgefäß mit dem heiligen Wasser und lispelt dazu: „Asklepio, Asklepio,“ was heißen soll: „Es ist Gesundheitswasser, o Fremdling, du darfst es dreist trinken.“ Ich reichte der netten Kleinen ein Kupferstück, und die inzwischen herzukommende Mutter hielt sie an, nach griechischer Sitte zum Danke die Hand auf die Brust zu legen und das mühsam gelernte Meroi zu stammeln. Rechts von dieser, oberhalb des Theaters, besuchte ich noch eine zweite, größere und tiefere Grottentapelle, die der Panagia Speliotissa, d. h. der allerheiligsten Höhlenbewohnerin oder der höhlenbewohnenden Allerheiligsten geweiht und mit Kreuz und Lampe, Wachslöchtern und alten verblaßten Fresken geschmückt ist. Auf der untern Terrasse schritt ich dann weiter bis zu dem Theater, das der reiche Herodes Attikus zur Zeit Hadrians hat bauen lassen. Da es bedeckt war, so nannte man es, wie alle bedeckten Theater,

Odeon. Es zeugt mit seiner riesigen, dreistöckigen Fassade und seinen wuchtigen Rundbögen von der massiven, gedrungnen Kraft des Römertums, ist freilich gegen das lichte und heitere Theater des Dionysos gehalten ein düstrier Zwinger.

Nun stand ich an der Ecke des Burgberges und stieg hinunter zu dem Thal, das ihn von dem Hügel der Pnyx, dem alten Versammlungsort der athenischen Ekklesia, trennt. Hier fand ich die Landstraße entlang das Terrain vollständig aufgewühlt und zahlreiche Baureste, Mauern, Röhren u. dergl. bloßgelegt. Einige Wochen später hielt Dörpfeld an dieser Stelle vor zahlreichem Publikum einen seiner vorzüglich klaren und überzeugenden Vorträge, worin er — wie es uns wenigstens schien — mit Sicherheit nachwies, daß die berühmte Quelle Enneakrunos (die Neummündige), auch Kallirhoe (die Schönfließende) genannt, aus der die Athener das Wasser zum Brautbad zu holen pflegten, und die ihr benachbarten Heiligtümer, namentlich das des „Sumpfdionysos,“ nicht, wie man bis jetzt durch Autoritäten wie Curtius bestimmt geglaubt hat, drüben auf der Ostseite am Ilissos gewesen seien, sondern hier auf der Westseite. Dörpfeld war durch eine genaue Vergleichung der Nachrichten bei den Schriftstellern gegen die übliche Annahme mißtrauisch gemacht worden und hatte infolgedessen die Ausgrabungen an dieser Stelle veranstaltet. Er erzählte, daß das Institut vom Ministerium noch vor der Vollendung der Expropriation der Grundbesitzer die Erlaubnis zum Graben erhalten habe, daß er aber noch jetzt ab und zu Anklageschriften zugestellt bekomme; doch habe ihm der Minister gesagt, er solle sich nicht daran kehren, er werde schon vom Ministerium gedeckt werden. Diese Ausgrabungen ergaben denn auch eine Felskammer mit Nischen, aus der noch jetzt im Winter Wasser träufelt, sodann einen Gang, der zu einem Bassin führt, ferner Steine, die offenbar zu einem Brunnenhaus gehört haben, mit eigentümlichen Höhlungen, wie sie auch anderwärts vorkommen. Außerdem wurden die große von Pisi-stratus angelegte, durchweg in den Fels gehauene Wasserleitung und die dazu gehörigen Thonröhren und zur Oberfläche führenden Luftschächte aufgefunden und dabei ein frommer Betrug entdeckt, wie sie zu allen Zeiten in maiorem dei gloriam so häufig gewesen sind. Die Wasserleitung führte zu einem großen Bassin, das samt dem Brunnenhaus als profaner Stadtbrunnen diente, zu sakralen Zwecken aber mußte die alte heilige Quelle verwandt werden. Nun reichte deren dürftiges Wasserlein aber für die wachsende Bevölkerung längst nicht mehr aus. Was that der schlaue Tyrann? Er ließ von der großen Wasserleitung einen kleinen Kanal nach ihr hin abzweigen, der aber so geschickt versteckt war, daß die Athener immer nur aus dem heiligen Felsenquell zu schöpfen glaubten. Dörpfeld hat jetzt diese Mystifikation des frommen Glaubens enthüllt. Auch in andern Beziehungen erwiesen sich die Ausgrabungen als höchst fruchtbar. Eine Anzahl kleiner Heiligtümer wurde gefunden und mehrere Kellern, alle schräg geneigt und mit einem Ausflußloch an der tiefsten Stelle, worunter jedesmal ein Gefäß in die Erde gemauert ist. Als ich heute auf der Landstraße an diesen Ausgrabungen vorüber kam, hatte ich keine Ahnung von ihrem Zweck und ihrer Bedeutung, wie man überhaupt nirgends mehr als auf Ausgrabungsfeldern sachgemäßer Leitung bedarf.

Darauf erkletterte ich den kahlen, glatten, stellenweise durch schwierige, schon wieder zerfallne Stufen zugänglich gemachten Hügel des Areopag, wo einst das uralte Blutgericht der Athener tagte, wo der Muttermörder Orestes seine späte Entsühnung fand, wo der Kult der alles rächenden Erinyen seine Stätte hatte. Oben ist nichts mehr zu sehen als einige Felsbettungen, auf denen wahrscheinlich Altäre gestanden haben. Aber unter der Nordostecke — sagt Baedeker —, „innerhalb eines von Gitter umgebenen Raumes, liegen gewaltige Felsblöcke wild durcheinander, unter denen sich, von Schlingpflanzen verkleidet, ein Felspalt öffnet. Im innersten Winkel derselben bezeichnet eine schwarze Wasserlache wahrscheinlich die Stelle des Erinyenkultus.“ Ich stieg hinunter, um mich an dieser erhabnen Stelle von religiösen Schauern durchwehn zu lassen, fand auch das Gitter und einige Felsblöcke, im übrigen aber weder Felspalte noch Schlingpflanzen, noch schwarze Wasserlache, sondern eine von den Bewohnern der unten liegenden Häuser offenbar stark besuchte, übelriechende Lokalität, die man nur mit äußerster Vorsicht betreten konnte. Das ist das Los nicht nur des Schönen, sondern auch des Erhabnen auf der Erde! Überdem bettelte mich an dieser einsamen Stelle ein halbwüchsiger Hirtenjunge, der drei Schafe weidete, so unverschämt an, wie ich in Griechenland sonst nie angebettelt worden bin.

Tief enttäuscht verließ ich diese den Rachegöttinnen verfallne Stätte und flüchtete hinab zu der saubern und schmucken Terrasse, auf der der besterhaltne Tempel der ganzen griechischen Welt steht, der sogenannte Theseustempel, der aber in Wirklichkeit dem Feuergotte Hephaistos geweiht war. Im Mittelalter diente er dann, in eine Kirche verwandelt, dem Kulte des heiligen Georg, der ihn zum Danke dafür vor Plünderung, Kalkbrennerei, Erdbeben und Bombardement schützte. Dieses an Umfang und Höhe verhältnismäßig kleine Gebäude giebt die beste Vorstellung eines griechischen Tempels, wie er in Wirklichkeit war. Nur muß man sich die goldbraune Patina, die der pentelische Marmor im Laufe der Jahrhunderte anzunehmen pflegt, in seiner Phantasie zurückverwandeln in das lichte Weiß, von dem er glänzt, wenn er jungfräulich dem Schoße des Berges entsteigt. Vom Theseustempel führt ein kurzer Weg nördlich zu dem sogenannten Dipylon, dem antiken Stadthor, bei dem die prachtvolle Gräberstraße beginnt, die uns die Marmorstelen und Reliefsplatten noch ganz in ihrer alten Aufstellung an ihrem ursprünglichen Orte und in ihrer natürlichen Umrahmung zeigt, sodaß wir einen Begriff bekommen von der künstlerischen Pracht eines altgriechischen Friedhofes und uns am liebsten hier begraben lassen möchten. Man kann dort stundenlang verweilen, und ich sparte mir deshalb die Besichtigung für ein andermal auf, wandte mich vom Theseustempel nach rechts und gelangte bald durch einige winklige Gassen an der großen Markthalle des Königs Attalos und an einem römischen Forum vorbei zum Turm der Winde zurück. So hatte ich die ganze Akropolis umgangen, gleichsam zerniert oder blockiert. Die Eroberung erfolgte zwei Tage später, am ersten Tage, wo der unbewölkte Zeus vom Himmel lachte.

Es war noch früh am Morgen, als ich mit klopfendem Herzen — denn ich wußte, daß ich einmal wieder vor einem Höhepunkte meines Lebens stand —

durch das Straßengewirr der mittlern Stadtteile möglichst direkt auf den lockend winkenden Burgberg zusteuerte.

Leider muß man, um zur Akropolis zu gelangen, eine Art Fegefeuer passieren. An ihrem Nordfuße nämlich liegt der älteste, armseligste und schmutzigste Stadtteil, der noch ganz auf dem Standpunkt der Türkenzeit steht. Man scheut sich fast, diese übelriechenden, engen Gassen zu betreten, in denen sich Proletarienkinder und häßliche alte Megären herumtreiben — die griechische Frau aus niedern Ständen verliert nämlich im Alter jede Spur von Klassizität im Gesichte, sie wird wie alle Südländerinnen rasch gelb, fett, bärtig und schlumpig. Aber es hilft nichts, wenn man nicht den weiten Umweg, den die Fahrstraße macht, mitmachen will, so muß man durch, und es geht, weil die Griechen keine Italiener sind. In Neapel wäre es ein gefährliches Ding, einen solchen Stadtteil allein zu passieren. Ich sog erleichtert die frischere Luft ein, als ich jenseits dieses unästhetischen Ringes, der den Nordfuß des Burgfelsens einspannt, vor diesem selbst stand. Aber da stieß ich auf ein zweites, ungeahntes Hindernis. Die griechische archäologische Gesellschaft war gerade im Begriff, den ganzen Westabhang, wo der Eingang zur Burg ist, auf- und durchwühlen zu lassen. Der hinaufführende Fußweg war durch diese Arbeiten vollständig zerstört. Ich mußte mir meinen eignen Aufstieg suchen zwischen Schutthügeln, Abgründen, knarrenden Karren und schaufelnden Arbeitern. Und diese Pfadfinderei mußte jedesmal von neuem geleistet werden, wenn ich zur Burg hinaufstieg. Denn jeden Tag zeigte das Ausgrabungsterrain ein ganz andres Aussehn als tags zuvor. Nach einiger Mühe erreichte ich den freien Platz unterhalb des Thores, wo der Fahrweg endet, und die Wagen halten. Hier hat das Geschlecht der Antiquitäten-, Andenken- und Bilderhändler seinen Platz und bemüht sich, jedem Fremden in einem unmöglichen Französisch und noch unmöglicherm Deutsch seine Waren aufzuhängen. Unter den Alttextütern sollen übrigens bisweilen auch echte Sachen vorkommen.

Nun durchschritt ich das untere Thor und stieg die steile Treppe hinauf. Störend waren mir dabei eiserne Schienen, die in der Mitte des Weges neben der Treppe gelegt waren zum Hinauffschaffen von Baumaterial. Auch war die ganze mir zugekehrte Westfront des Parthenons von einem dichten Baumgerüst übersponnen, was mir zunächst sehr ärgerlich war, mir aber bald zum Heile gereichen sollte. Die Bastion, die den kleinen Niketempel trägt, ließ ich zur Rechten, das turmartige Postament, auf dem ehemals das Standbild des Agrippa, des Feldherrn des Augustus, stand, blieb mir zur Linken, und bald stand ich unter dem Säulenwald der Propyläen, der ein mittleres Hauptthor und zwei kleinere Seitenthore überragt. Ich hatte gelernt, daß dies das eigentliche Festungsthor sei, aber ein Blick belehrte mich — und Dörpfeld hat es mir später bestätigt —, daß dieses Thor nie zu Befestigungszwecken gedient haben kann. Das Festungsthor war immer das unten auf halber Höhe des Berges, da wo die Treppe beginnt; die Propyläen sind immer nur Pracht- und Schmuckthor gewesen. Auch einen andern Irrtum meiner Jugend legte ich hier ab, den, daß der mittlere treppenlose Weg, der zum Hauptthor führt, für Reiter und Wagen bestimmt gewesen sei. An Ort und Stelle sieht man

sofort, daß er dazu viel zu steil ist. Reiter und Wagen konnten überhaupt nicht auf die Burg hinauf, sie mußten unten bei den Antiquitätenhändlern verbleiben, auch am Tage des großen Panathenäenfestzuges.

Während ich mir mit meiner Phantasie das festliche Gewimmel ausmalte, wie es in der blühenden Zeit der Stadt am heiligen Tage der Athene hier durch dieses Thor hinauf zog, um der Göttin das neugewebte Gewand auf die Kniee zu legen, erlebte ich ein seltsames Abenteuer. Ich wurde plötzlich in fließendem Französisch angesprochen, und als ich mich umwandte, stand eine junge Dame in einfacher, guter Kleidung vor mir und redete auf mich ein. Ich war so perplex, daß ich anfangs gar nicht verstand, was sie von mir wollte, bis ich dahinter kam, daß sie ein Almosen begehrte. Sie sei lange krank gewesen und infolge dessen in der peinlichsten Not; sie wisse sich keinen andern Rat, als daß sie vertrauenerweckende Personen, die sich an den Schönheiten der griechischen Kunst erfreuten und also einen humanen Sinn und edle Gefühle hegten, um Linderung ihrer Misere bäte. Sie wisse wohl, daß diese conduite un peu étrange sei, aber sie könne sich nicht helfen; ich sei kein junger Mensch mehr, da dürfe sie hoffen, daß ich ihrer Bitte keinen falschen Sinn unterlegen werde. Was würden meine geehrten Leser in meiner Lage nun gethan haben? Die bleiche Farbe ihres im übrigen ebenmäßigen und nicht unschönen Gesichts und der hektische Glanz ihrer dunkeln Augen bestätigten wenigstens das eine, daß sie nicht gesund war. Ob sie noch andre Absichten hatte, wer wollte das ergründen? Zu einem längern Gespräch an diesem Orte und zu dieser Zeit hatte ich nicht die allermindeste Lust. Mir lag diesesmal mehr an den alten Steinen der Vergangenheit als an jungen Damen der Neuzeit. Was ich gethan habe, verrate ich nicht, aber zufrieden damit war ich bei späterer ruhiger Überlegung nicht. Ich glaube freilich, was ich auch immer gethan hätte, ich wäre nachher damit unzufrieden gewesen. Es giebt eben Lagen, aus denen sich niemand ganz heil und unverworren herausbringen kann.

Rasch verließ ich nun die Stätte dieses Attentats und stieg durch die Hinterhalle immer noch etwas bergauf auf das eigentliche Plateau. Nach wenig Schritten kam ich an den viereckigen Felsausschnitt, worin einst die aus der Marathonbeute gegossene eiserne Athena promachos gestanden hat. Auch über sie ist in den Schulen und landläufigen Büchern ein Irrtum im Schwange, der berichtigt werden muß, der nämlich, daß die vergoldete Spitze ihrer hochragenden Lanze schon dem das Südkap Attikas, Sunion, umsegelnden Schiffer sichtbar geworden sei — eine absolute Unmöglichkeit bei der Entfernung. Die langsam ansteigende Fläche ist dicht bedeckt mit Marmorblöcken, Säulentrommeln und allen möglichen Baugliedern und Mauerresten. Zwischen diesen Steinmassen grünt der Rasen und blühen die Blumen, und der würzige Duft der südlichen Flora übt eine fast berauschte Wirkung. Rechts im Vordergrund liegt der Parthenon, links, mehr zurück, das Erechtheion. Der Besucher wendet sich zunächst immer dem Parthenon zu und wird erst hier oben gewahr, was für ein Riesenbau der aus der Ferne fast unbedeutend erscheinende Tempel ist. Die Säulen sind  $10\frac{1}{2}$  Meter hoch und haben einen untern Durchmesser von fast zwei Meter. Das Licht der Sonne umspielt die bräunliche Patina

und verwandelt die natürliche Färbung in dunkles Gold. In herber, strenger Pracht erheben sich die ernstesten dorischen Säulen, und schwer lasten auf ihnen die mächtigen Balken des Architravs und des Frieses. Und trotz dieser Gedrungenheit und Kraft scheinen die fein berechneten Abmessungen aller Teile, die wunderbar durchsichtige Konstruktion und edle Harmonie des Ganzen und der maßvolle aber höchst wirksame Schmuck des Gebälkes gleichsam die Schwerkraft aufzuheben, sodaß die Erscheinung da vor uns in ihrer edeln Einfachheit und stillen Größe fast wie ein Naturgebilde erscheint. Wenn die Natur Tempel hervorbrächte — so sagt man sich unwillkürlich —, so würden es solche sein, wie dieser. Wie der Parthenon in seinem ursprünglichen Glanze und noch im Mittelalter vor der traurigen Verwüstung durch die bombardierenden Venetianer und der schmachvollen Beraubung durch den plündernden Lord Elgin ausgesehen hat, davon kann man sich heutzutage, wo die ganze Mitte des Tempels fehlt, kaum noch eine Vorstellung machen. Auch beim Parthenon, wie überhaupt beim griechischen Tempel, ist ein noch jetzt fast allgemein verbreiteter Irrtum zu beseitigen. Man lehrt noch immer, daß das Dach des Tempels ein langes, viereckiges Loch gehabt habe, um das Licht einzulassen, und spricht deshalb von einem sogenannten „Hypäthraltempel.“ Nur bei ganz wenig Tempeln, wie z. B. bei dem überhaupt eigentümlich gestalteten zu Phigalia, ist diese Annahme möglich oder wahrscheinlich. Bei weitem die meisten und größten hatten ein geschlossenes Dach, und das Licht fiel nur durch die eben deswegen besonders hoch und breit gebildete Thür in das Innere.

Über das Baugerüst an der Westfront empfand ich, wie gesagt, bei meinem ersten Besuch einen wohlberechtigten Ärger. Wenig Tage später pries ich es in meinem Innern, weil es mir den Anblick von etwas verschafft hatte, was nur ganz wenig Menschen zu sehen bekommen haben. Während nämlich der edle Lord Elgin die Hauptmasse des weltberühmten Phidiasfrieses geraubt und nach London gebracht hat, ist gerade der Teil an der Westseite der Cella an Ort und Stelle geblieben, und das Baugerüst war es, das mir dessen Betrachtung ermöglichte. Denn vom Boden aus kann man ihn wegen der Höhe nicht erkennen. Die Griechen schmückten ja ihre Tempel nicht um der Zuschauer, sondern um des Gottes willen. Allerdings war der Zutritt zu dem Baugerüst verboten, und zwei Wächter hüteten es, der eine unten, der andre oben. Ich erfuhr aber bald in der Stadt, daß die Wiedermänner gegen einen schweren oder noch besser papierknisternden Händedruck durchaus nicht unempfindlich seien, nur müsse man seine Überredungskunst so anbringen, daß dabei keiner der beiden Wächter den andern zum Zeugen habe. Schlimmstenfalls aber solle man sich auf die „deutsche Schule“ und den Kyrios Dörpfeld berufen. Es gelang mir, erst den untern, dann den obern Cerberus zu begütigen, und auf langen Treppen und schmalen Leitern gelangte ich an hämmernden und meißelnden Arbeitern, die mich verständnisvoll ansahen, vorbei an eine Bretterlage, die gerade unter dem Fries angebracht war. So benutzte ich denn die in absehbarer Zeit nicht wiederkehrende Gelegenheit, dieses Meisterwerk der Kunst in seinem natürlichen Rahmen und an der Stelle zu sehen, für die es gearbeitet war. Es sind hier auf der Westseite die Vorbereitungen zum panathenäischen

Festzug dargestellt, und zwar Reiter, die ihre Rosse teils schon bestiegen haben und antreiben, teils erst noch anschnellen. Alle Gestalten sind voll Leben, Bewegung, Kraft und Sicherheit, alle freilich in die Sphäre typischer Idealität hineinverklärt, und das entspricht nicht mehr so recht dem modernen Geschmack, der mehr das Charakterisierende, Einzelne, unmittelbar dem Leben entnommene liebt. Immerhin stand ich da auf meinem staubigen, halbsbrecherischen Brettergerüst staunend vor einer Kunstblüte, die in ihrer Art unübertroffen und unübertrefflich ist. Dieser Stil konnte nicht weiter fortgebildet werden, er hat im Parthenonfries seinen Höhepunkt erreicht.

Daselbe ist der Fall mit den herrlichen Jungfrauen, die die südliche Vorhalle des Erechtheions zieren. Diese „Koren,“ wie man sie jetzt besser statt Karyatiden nennt, lösen das Problem, wie es möglich ist, menschliche Gestalten organisch der Architektur einzugliedern. Sie tragen mit ihren feingeformten Köpfen einen das Kapitell vertretenden Korb und durch ihn das jungfräulicher Kraft entsprechend leicht gehaltne Gebälk. „Und trotz des Architravs Gewicht verleugnen wir die Anmut nicht,“ läßt Fitzger diese Jungfrauen sich rühmen. Sie sind als stellvertretende Säulen einerseits vollkommen organische Teile der Architektur geworden und doch zugleich freie menschliche Wesen mit eigenem selbstständigen Leben geblieben. Unzähligemal nachgeahmt sind sie doch nie erreicht worden. Eine der Jungfrauen ist leider ebenfalls von Lord Elgin aus ihrer sonnenglänzenden Heimat nach England entführt und jetzt durch eine Nachbildung aus Terrakotta ersetzt worden.

Einem mir völlig unbegreiflichen Rätsel stand ich angesichts dieser „Korenhalle“ gegenüber. Diese wird nämlich von dem alten Athenetempel, den Pisistratus erbaut, Kimon erneuert hat, durchschnitten, sodaß die Jungfrauen wenigstens in die Ringhalle dieses Tempels hineinragten. Es war eine der glänzendsten Entdeckungen Dörpfelds, als er, nachdem die Grundmauern dieses Tempels bloßgelegt waren, ihn als den alten sogenannten Hekatompedon („Hundertfüßler,“ weil seine Cella hundert Fuß lang war) erkannte. Man ist nun geneigt, als selbstverständlich anzunehmen, daß dieser alte Tempel nach der Fertigstellung des Erechtheions abgebrochen wurde. Denn dessen schönster Schmuck, eben die Korenhalle, wurde ja durch ihn verdeckt. Das ist sicher auch beabsichtigt worden, die Priesterschaft hat es aber verhindert, und die Athener waren religiös genug, lieber auf den freien Anblick eines ihrer herrlichsten Kunstwerke zu verzichten, als ein veraltetes Heiligtum zu verlegen. Wie lange der Hekatompedon noch gestanden hat, weiß man nicht; seine Grundmauern sind ganz gewaltig.

In der hintern Ecke des Plateaus, etwas tiefer als die antiken Tempel, liegt ein unscheinbares modernes Gebäude, das aber kostliche Schätze birgt, deren Erhaltung wir durch die Ironie der Geschichte der barbarischen Zerstörungswut der Perser verdanken, die bekanntlich bei ihrem zweimaligen Einfall in Attika alles, ganz besonders aber die Tempel verwüsteten. Als die Athener dann nach dem großen Siege an den Wiederaufbau der Burgtempel gingen, ließen sie zunächst die ziemlich stark nach Nordwesten abfallende Fläche des Plateaus planieren und thaten in den dazu gebrauchten Schutt alles,

was an zertrümmerten oder halbzertrümmerten Bauteilen und Skulpturen zur Hand war. Seit den achtziger Jahren ist nun die ganze Akropolis gründlich aufgeräumt und bis auf den lebendigen Felsen durchforscht worden. Die zahlreichen Bruchstücke von Kunstwerken, die bei diesen Arbeiten zu Tage kamen, sind jetzt in dem Akropolismuseum gesammelt und aufgestellt worden. Gerade infolge der gewaltigen plötzlichen Zerstörung haben wir also von der ältern attischen Kunst ein genaueres Bild als von den meisten übrigen Kunstperioden. Die Skulpturen des Akropolismuseums machen eben durch ihre herbe Altertümlichkeit, durch das Knospenhafte, Ahnungsvolle, das ihnen, wie den Erzeugnissen aller Vorblütenperioden, anhaftet, einen ganz eignen und reizvollen Eindruck auf den Betrachter. Da ist z. B. ein ganzer Saal voll edler Jungfrauen, wahrscheinlich Priesterinnen, alle prächtig geschmückt in reich gestickten, kunstvoll drapierten Gewändern und mit wohlgedrehten, lang über die Brust herabfallenden Haarsträhnen. Mit freundlich lächelndem Munde schauen sie von allen Seiten aus schmalen, etwas schräg gerichteten Augen auf den Besucher hernieder, sodaß diesem unter dem Kreuzfeuer so massenhafter, bezaubernder, marmorner Liebenswürdigkeit ganz seltsam zu Mute wird. Diese Damen sind übrigens nicht Erzeugnisse der einheimischen attischen sondern der sogenannten Inselkunst, wie sie sich besonders auf Chios ausgebildet hatte, dann aber auch durch Künstler dieser Schule nach Athen und andre Orte Griechenlands übertragen wurde.

(Schluß folgt)



## Niels Glambåf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Brøndsted

Erster Teil

1



er Zug hielt an der kleinen jütischen Eisenbahnstation.

Der Student Niels Glambåf stieg aus dem Coupé — etwas ängstlich, es könnte jemand sehen, daß es nur die dritte Klasse war —, ging durch den leeren Wartesaal, und wie er auf der andern Seite hinaus trat, war er auch schon auf dem echten, unverfälschten „Land.“

Weithin dehnte sich eine unbebaute, halb mit Gras, halb mit Heidekraut bewachsene Fläche; er trat in den leichten Tau, der vom frühen Morgen noch dalag. Die Luft war von Lerchengesang erfüllt, der Horizont war fern und blau; der Student war noch nie an einem solchen Orte gewesen.

Er sah aus, als habe er es nötig, an einem solchen Ort zu sein, und überdies recht lange; er war ziemlich bleichsüßlich, dazu etwas schmal in den Schultern und aufgeschossen wie ein richtiges Kopenhagener Kind es ist, das nicht einmal eine ordentlich kräftige Kost bekommt; so sah er wenigstens aus. Übrigens konnte es auch von seiner großen Jugend herkommen; die Studentenmütze saß auf seinem